

■ Schulische Integration – Anspruch und Realität

Mit vielen Beispielen aus ihrer reichen Erfahrung als Heilpädagogin und Schulleiterin stellte Eliane Perret bei ihrem Vortrag vom 27. Oktober im Pflegezentrum «Süssbach» in Brugg plastisch dar, wie unterschiedlich Kinder mit einer Beeinträchtigung sind und was sie brauchen, um vorwärts zu kommen – immer mit dem Ziel, später ein möglichst selbstbestimmtes Leben führen zu können.

Ein kurzer historischer Exkurs zeigte, dass Kinder mit Auffälligkeiten lange Zeit gar nicht zur Schule durften. Erst das Engagement einiger Pädagogen im 18. und 19. Jahrhundert, darunter auch Johann Heinrich Pestalozzi, änderte dies: Alle Kinder hatten nun das Recht auf Bildung. Es entstanden Schulen für Gehörlose, Blinde, Kinder im Spital, Kriegswaisen, verwahrloste und arme Kinder – ein erster Integrationsschritt! Daraus ging eine wertegeleitete Heilpädagogik



Referentin Eliane Perret

BILD: ZVG

hervor, die verschiedenste Arten von Sonderschulen hervorbrachte. Im Verbund von Praxis und Theorie entstanden massgeschneiderte «Programme» für verschiedenste Kinder,

bei denen der Erziehungs- und Beziehungsaspekt im Zentrum stand.

Heute stellt man einen Paradigmenwechsel fest: Die Kinder werden zunehmend psychiatrisiert, erhalten Diagnosen und Medikamente. Dahinter steht ein biologistisches Menschenbild aus dem anglo-amerikanischen Raum. Die anfängliche Diskussion darüber versandete leider – man müsste sie wieder aktivieren.

Dass gut aufgestellte Sonderschulen einer zunehmenden Integration weichen, geht unter anderem auf die Behindertenrechtskonvention (BRK) der UNO zurück. Durch sie wollte man allen Kindern das Recht auf Bildung zusichern, vor allem auch in Ländern, in denen sie gar keinen Zugang zu Bildung haben. Diese BRK wurde zu einem Integrations-Appell umfunktioniert, obwohl sie sowohl integrative als auch separative Schulmodelle zulässt, wie übrigens auch alle schweizerischen Bestimmungen. Kontakte und Beziehungen zwischen

Kindern mit und ohne Beeinträchtigung sind wichtig. Integration ist dabei nur eine von vielen Möglichkeiten und oft nicht die beste, weil der ständige Vergleich, die grosse Eigenverantwortung und die unruhige Klassensituation für Kinder mit Beeinträchtigungen schwierig sind. Sie schätzen ruhige Lernphasen, Anleitung, einen klar strukturierten Unterricht und verbindliche Beziehungen. Auch für die Betreuungspersonen bedeutet Integration manchmal einen kaum bewältigbaren Spagat. Eliane Perret verwies auf erprobte Beispiele der Kooperation zwischen heilpädagogischen Institutionen und Regelschulen, vom gemeinsamen Projekt bis zum regelmässigen Unterrichtsbesuch an einem Nachmittag. Die engagierten Voten einiger heilpädagogisch Aktiver gegen Schluss zeigten, dass beim Thema «Integration» Diskussion Not tut. Die aktuelle Situation ist für viele Beteiligte unbefriedigend, gerade auch weil vielen Kindern nicht adäquat geholfen ist.

ZVG